

JACQUELINE NORDHORN

Erbe des Verrats

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



JACQUELINE NORDHORN

Erbe des Verrats

BITTERE MEDIZIN Marie Reinhardt, Erbin der Medizinerfamilie Oppermann, wird in Boston ein tödlicher Kunstfehler vorgeworfen. Sie soll einer Patientin eine zu hohe Dosis Morphin verabreicht haben. Um Abstand zu gewinnen, kehrt sie nach Berlin, der Heimat ihrer Großeltern, zurück. Doch Marie findet keine Ruhe. Eine Kollegin von ihr wird erschlagen und Marie des Mordes verdächtigt, nachdem sie kurz zuvor einen heftigen Streit mit ihr hatte.

Marie fühlt sich verfolgt und zu Unrecht beschuldigt. Will jemand sie belasten, oder handelt es sich um eine Verkettung zufälliger Ereignisse? Sie beginnt, selbst zu recherchieren. Der Journalist Simon Altmann unterstützt sie dabei. Es scheint, als spielen die Vergangenheit und die Verfolgung jüdischer Ärzte und Wissenschaftler während der NS-Zeit eine wichtige Rolle. Und je näher Marie der Wahrheit kommt, umso mehr muss sie sich ihrer eigenen Familiengeschichte und einem bitteren Verrat stellen. Als sie ahnt, wer hinter den tödlichen Vorfällen steckt, ist es fast schon zu spät.



Jacqueline Nordhorn wurde in München geboren. Sie studierte Medizin in München und Montpellier. Nach einigen Jahren klinischer Tätigkeit als Ärztin in der Inneren Medizin beschloss sie, sich vermehrt der Prävention von Krankheiten und der Gesundheit der Bevölkerung zu widmen. Das Schreiben faszinierte sie schon von Jugend an. So begann sie, zunächst Kurzgeschichten und später Kriminalromane zu schreiben. Ihre Kriminalromane sind meist im medizinischen und wissenschaftlichen Milieu angesiedelt und erlauben ihr, Fiktion mit beruflicher Erfahrung zu verbinden. Häufig spielen sie in der Vergangenheit oder enthalten historische Elemente, deren Recherche sie gerne viel Zeit widmet. Seit 1998 lebt und arbeitet sie in Berlin.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Aus reiner Barmherzigkeit (2014)

JACQUELINE NORDHORN

Erbe des Verrats

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Osawa / photocase.de
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4933-8

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

PROLOG

Das Surren wurde lauter. Sie drehte sich um und blickte nach oben. Nein, das konnte nicht sein. Nicht, nach alledem, was sie hinter sich hatten. Eine Formation an Flugzeugen näherte sich ihnen. Wie hatten sie sie gefunden? Gab es Verräter unter ihnen? Die anderen hatten es auch gehört. Die Männer standen an der Reling, hielten sich krampfhaft fest. Einige starrten verbissen geradeaus und sahen trotz des Lärms nicht nach oben. Sie hatten die Aufgabe bekommen, nach schwimmenden Minen Ausschau zu halten. Die meisten von ihnen hatten die ganze Nacht so gestanden – fast wie Statuen, unbeweglich. In der Dunkelheit strahlten die Sterne nur schwach. Gab es überhaupt Minen? Oder war es nur eine Finte, um sie abzulenken? Sie war sich nicht sicher. Gestern Abend waren einige der Passagiere kurz davor gewesen, in Panik zu verfallen. Das Boot schien nicht richtig zu arbeiten. Einige schlugen vor, umzudrehen und wieder nach Scheveningen zurückzukehren. Der Kapitän war hart geblieben. Diejenigen, die nicht mehr wollten, könnten ja zurückschwimmen. Er würde weiterfahren. Das hatte die Passagiere schlagartig verstummen lassen.

Sie war sich nicht sicher, ob sie nicht in der einen oder anderen Hand eine verdächtige Kapsel gesehen hatte. Der Kapitän, ein junger Bursche, fast noch ein Kind, fühlte die Panik offensichtlich auch. Trotz seiner harten

Worte hatte er einen der Passagiere, einen Psychologen gebeten, sich um die anderen zu kümmern und sie zu beruhigen. Der Mann ging von einem Passagier zum nächsten und schien die Fähigkeit zu haben, den Leuten Zuversicht zu geben. Dabei war er selbst immer noch in seine feuchte Kleidung gehüllt. Sie hatte ihn erkannt. Es war der letzte Passagier der ›Zeemanshoop‹, der gestern verzweifelt ins Wasser gesprungen war und ihnen nachgeschwommen war, um das Boot noch zu erreichen.

Die Flugzeuge kamen näher. Sie erkannte, es waren tatsächlich Kampfflugzeuge. War dies das Ende für sie? Nach allem, was sie hinter sich hatten? Mit einer Handvoll an Flüchtlingen und einer Crew, die fast aus Kindern bestand, hatten sie es geschafft, mit dem Rettungsboot Kurs auf England zu nehmen. Sie hatte noch die anderen vor Augen, die verzweifelt versucht hatten, im Hafen die Fischer zu überzeugen, ihnen bei der Flucht zu helfen. Und horrende Summen dafür geboten hatten. Keiner der Fischer hatte angenommen. Es war ihnen zu riskant. Sie verstand noch nicht, warum ausgerechnet sie es geschafft hatten, auf das Boot zu kommen. Das einzige, das den Hafen verließ. Auf dem Kai waren regelrechte Tumulte ausgebrochen, Kämpfe, um noch auf das Boot zu kommen. Einer der Wachtmeister hatte sogar Warnschüsse über die Köpfe abgegeben.

Und dann dieser Arzt, der am Wachtmeister vorbeigerannt und ins Wasser gesprungen war. Ohne die Frau hätten sie sicher nicht angehalten, aber sie hatte wie eine Löwin darum gekämpft, ihn mitzunehmen. Zusammen mit ihrem Mann hatten sie den Arzt aus dem Wasser

gezogen. Eine seltsame Beziehung, die Frau hatte sich eher wie eine Liebende verhalten, obwohl sie offensichtlich mit einem anderen verheiratet war. Aber es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Sie hatte ihre eigenen Verflechtungen. Und sie hatten beide Schuld auf sich geladen, um überhaupt auf das Boot zu kommen. Vielleicht mussten sie nun dafür büßen. Nie hätte sie gedacht, dass sie zu so etwas fähig wären. Sie waren doch anständige Menschen, oder? Zumindest damals, in Berlin. Die sich für das Wohl anderer Menschen eingesetzt hatten. Und nun waren sie Raubtiere geworden. Schön angezogen, sogar hier auf der Flucht, aber dennoch Raubtiere unter der edlen Schale.

Ein zartes rosafarbenes Licht hatte sich über dem Meer ausgebreitet. Der Beginn eines Frühlingstages im Mai, der eigentlich mit einem Picknick im Grünen und einer lachenden Gesellschaft gewürdigt werden müsste. Das Meer um sie herum war friedlich und schien fast stillzustehen. War es besser, an einem schönen Tag zu sterben? Sie sah ihn an. Er hatte sich umgedreht und kam auf sie zu. Sofort machte einer der Crew ein zischendes Geräusch, um ihn davon abzuhalten. Das Boot war so klein, dass jede Gewichtsverlagerung es zum Kentern bringen konnte. Durften sie nicht einmal zusammen sterben? Er trat zurück, blieb aber zu ihr gedreht und blickte zu ihr. In seinen Augen sah sie die Liebe, die sie all die Jahre gesehen hatte, die ihr die Kraft gegeben hatte, durchzuhalten. Nur war sie diesmal mit etwas anderem vermischt. Schuld, Scham, sie wusste es nicht. Vielleicht war es nur der Spiegel ihrer eigenen Gefühle.

Sie wollte nicht darüber nachdenken. Die Flugzeuge waren nun direkt über ihnen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Sie schloss die Augen.

*

Marie Reinhardt hastete die Linienstraße entlang und bog kurze Zeit später nach links in die Tucholskystraße. Sie könnte sich verfluchen, dass sie ausgerechnet heute so spät dran war. Ihr erster Arbeitstag an der neuen Stelle. Und sie würde nicht nur die gesamte Abteilung kennenlernen, sondern gleich einen Vortrag über ihr Forschungsprojekt halten müssen. Sie schwitzte unter dem Blazer und der herbstlichen Jacke, die sie zur Sicherheit darüber angezogen hatte. Es war September und morgens bereits kühl und frostig, auch wenn der Tag versprach, sonnig und klar zu werden.

Der Anruf aus Boston heute hatte sie vollständig aus der Bahn geworfen.

»Meine Liebe, ich habe leider keine guten Nachrichten für dich«, ihre Freundin Carol Meyers klang verlegen. »Der Ausschuss hat gestern entschieden, dir fristlos zu kündigen. Es tut mir so leid für dich.«

»Aber das können sie doch nicht einfach machen. Ich bin mir sicher, dass ich das Morphin richtig dosiert habe. Ich habe es mehrere Male kontrolliert.«

»Marie, ich glaube dir ja. Aber Dorothy Connor ist nun einmal an einem Atemstillstand gestorben, und das Labor hatte eine zehnfache Dosierung in der Spritzenpumpe nachgewiesen. Es blieb ihnen keine andere Wahl, als so zu entscheiden. Das weißt du.«

Marie sah Dorothy Connor vor sich, eine zierliche, gepflegte Dame mittleren Alters, die bereits einige Chemotherapien und Bestrahlungen hinter sich hatte. Die Haare waren nach der letzten Chemotherapie nur schütter nachgewachsen. Sie schien immer dünner und dünner zu werden. Dennoch war Dorothy Connor immer sorgfältig geschminkt, vor allem wenn sie Besuch empfing, und hatte eine ihrer ausgewählten Perücken oder ein buntes Tuch auf. Marie hatte sie wegen ihrer würdevollen Haltung bewundert. Und manchmal, wenn sie nach einem langen Nachtdienst völlig erschöpft war, war es so, dass Dorothy Connor sie tröstete. Wie wichtig ihre Arbeit sei und wie sehr ihre Patienten sie schätzen würden. Das war genau das, was Marie in den Momenten zum Weiterarbeiten brauchte. Und nun war Dorothy Connor tot – unter ungeklärten Umständen. Bei dem Gedanken verkrampfte sich alles in ihr.

»Ich weiß, Carol, du kannst nichts dafür und bist nur die Überbringerin der schlechten Nachrichten, aber das ist doch Irrsinn! Jeder hätte an der Spritzenpumpe drehen können.« Marie strich sich die Haare aus dem Gesicht. Carol schwieg am anderen Ende der Leitung. Sie hatte die Geschichte schon unzählige Male von Marie gehört.

»Jede Schwester, jede Pfleger. Und Dorothy Connor war reich. Vielleicht war es jemand aus ihrer Familie, der an ihr Geld wollte. Haben die das überhaupt untersucht?«, Marie redete sich immer mehr in Rage. »Ohne jeden Nachweis haben sie sofort mich beschuldigt und gleich vom Dienst suspendiert. Ich habe doch gar keinen Grund, Dorothy Connor etwas anzutun. Und nun

das – meine Karriere ist vorbei. Niemand wird mich mehr einstellen.«

Dorothy Connor war die Frau eines angesehenen Kongressangehörigen und gehörte der gesellschaftlichen Oberschicht in Boston an. Ihr Mann Bert liebte sie abgöttisch. Als sie die Therapie zunächst gut überstanden hatte, war er voller Pläne gewesen.

»Wir fahren erst einmal in die Hamptons, meine Liebe. Unser Häuschen wartet auf dich. Dort sind wir ungestört. Wenn es dir besser geht, geht es ab nach San Diego. In die Sonne ans Meer. Unsere alten Freunde besuchen. Die haben wir eine Ewigkeit nicht gesehen. Sie waren die ganze Zeit vor lauter Sorgen fast außer sich«, sprudelte es nur so aus ihm heraus. »Sie werden sich so freuen, dich wiederzusehen, meine Liebe.«

Nur wenn Dorothy Connor sich erschöpft zurücklehnte, schien es Bert Connor bewusst zu werden, dass sie eine schwerkranke Frau war. Marie war sich nicht sicher, inwieweit es Bert Connor wirklich klar war, dass sie mit der Therapie in erster Linie Zeit für seine Frau gewannen. Eine Heilung war in diesem fortgeschrittenen Stadium nicht mehr möglich.

»Und Marie, da ist noch etwas«, sagte Carol. »Es scheint so zu sein, dass Bert Connor dich verklagen will, wegen fahrlässiger Tötung.«

»Das kann doch nicht sein, ist er denn verrückt geworden?«

Marie war fassungslos.

»Es tut mir so leid für dich, Marie«, wiederholte Carol. »Wir wissen alle, wie schnell man einen Fehler

machen kann. Vor allem nach einem langen Nachtdienst, wenn man müde ist. Aber fahrlässige Tötung, was für ein Unsinn! Damit wird er nicht durchkommen.«

Marie war einen Moment versucht, ihrer Freundin zu erklären, dass sie nicht übermüdet gewesen war und dass sie in gar keinem Fall das Morphin zu hoch eingestellt hatte. Aber das hatte sie Carol schon so oft erzählt. Was sollte es, dachte sie, wenn sie schon ihre beste Freundin nicht überzeugen konnte, konnte sie sich die Mühe gleich sparen. Und sich besser einen guten Anwalt suchen – den konnte sie offensichtlich brauchen.

»Marie, ich weiß, das ist sehr schwierig für dich und ich lass dich jetzt ungern allein, aber ich muss Schluss machen. In einer halben Stunde fängt die Visite an. Ich muss noch die Akten herrichten und die Übergabe an die Kollegen vorbereiten. Heute wird es länger dauern. Die letzte Übergabe vor der Geburt.«

Carol hatte letztes Jahr ihren gemeinsamen Freund Tim Meyers geheiratet und war nun mit ihrem ersten Kind schwanger. Heute würde ihr letzter Arbeitstag vor der Geburt sein. Und wer weiß, für wie lange danach. Carol sprach schon davon, dass sie es überhaupt nicht eilig habe, in die Klinik zurückzukehren. Sondern lieber die ersten Jahre mit ihrem Kind zu Hause bleiben wollte.

»Ja klar, Carol. Danke, dass du es mir selbst gesagt hast. Das weiß ich zu schätzen.«

»Ich wollte nicht, dass du es über ein paar Ecken von jemand anders erfährst. Ich denke an dich, aber jetzt muss ich los. Und alles Gute für deinen Vortrag heute.«

Marie bog nach rechts in die Ziegelstraße ein. Nur noch ein paar Schritte, und sie stand vor dem alten

Gebäude, in dem vor fast 100 Jahren ihr Urgroßvater, Richard Oppermann, als Chirurg tätig gewesen war. Bevor er fälschlicherweise des Mordes verdächtigt und aus dem Dienst entlassen wurde. Zwar wurde er später rehabilitiert, aber das fehlende Vertrauen seiner Kollegen hatte Richard Oppermann derart gekränkt, dass er kurz darauf die Klinik verlassen und eine Stelle im Lazarett in Köpenick angenommen hatte.

»Da sind Sie ja – wir warten schon auf Sie«, Professor Sebastian Schneider winkte Marie in den Seminarraum. »Hier ist die gesammelte Mannschaft.«

Er machte eine ausladende Geste in die Runde. Ein Dutzend Wissenschaftler blickte Marie an.

»Haben Sie uns gut gefunden? Es ist ja nicht ganz einfach mit der Ausschilderung.«

Tatsächlich hatte Marie vergeblich nach einer Beschilderung gesucht. Sie war zunächst durch den Hof zum rechten Seitenflügel gegangen. Dort stand über der Eingangstür die alte Inschrift ›Augen- u. Ohren-Klinik‹, die offensichtlich aus dem letzten Jahrhundert stammte. Die Klinik mit der Patientenversorgung selbst war schon lange verlegt worden. Insgesamt war der Komplex aus Ziegelsteinen renovierungsbedürftig. Die dahinterliegende Schönheit ließ sich allerdings erahnen. Mit dem großzügigen Innenhof war das Gebäude zur Spree und zur Museumsinsel hin offen. Was für ein Schmuckstück könnte dies werden.

Im rechten Seitenflügel waren Abteilungen der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität untergebracht. Marie hastete zum linken Seitenflügel. Über dem ersten Eingang las sie die Überschrift ›Chir. Sta-

tion« und »Chir. Poliklinik«. Ihr Puls wurde schneller. Hier hatte also ihr Urgroßvater gearbeitet. Später würde sie sich alles in Ruhe ansehen. Beim nächsten Eingang sah sie das Schild »Institut für Interkulturelle Medizin«. Endlich – sie hatte es gefunden.

»Frau Reinhardt wird – wie Sie wissen – die nächsten Monate hier als Gastwissenschaftlerin arbeiten. Sie wird sich damit befassen, wie sich die Auswanderung jüdischer Ärzte und Ärztinnen in den einzelnen medizinischen Fachbereichen ausgewirkt hat«, Professor Schneider strich sich eine Locke aus dem Gesicht. »Frau Reinhardt ist selbst Ärztin, Internistin. Sie will sich in den nächsten Monaten bei uns am Institut stärker auf die Forschung konzentrieren, als sie es bisher in der Klinik konnte.«

Wollen war nicht ganz das richtige Wort. Angesichts der düsteren Situation in Boston war es wohl eher ein Müssen, dachte Marie. Sie lächelte Sebastian Schneider an und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

»Ich freue mich sehr, hier zu sein. Ich habe schon viel von Ihrem Institut gehört.«

»Und, meine Damen und Herren«, Sebastian Schneider drehte sich zu seinen Mitarbeitern hin. »Leni Oppermann ist die Großmutter von Frau Reinhardt. Die Leni-Oppermann-Stiftung hat das Institut von Anfang an unterstützt. Nicht nur finanziell, sondern auch durch ihre Erfahrung und eine exzellente Expertise.«

Stolz blickte er in die Runde. In einigen Augen sah Marie ein interessiertes Flackern. Sie kannte das schon. Sobald die Leute sie mit der Stiftung ihrer Großmutter

und damit potenziell mit Geldmitteln in Verbindung brachten, stieg das Interesse an ihrer Person deutlich an.

»Ich hatte als junger Assistent das große Glück, Ihre Großmutter persönlich kennenzulernen, Frau Reinhardt. Eine beeindruckende Frau. Sie war so interessiert an den Schicksalen jüdischer Wissenschaftler. Aber das ist vermutlich nicht überraschend, da sie selbst damals fliehen musste.«

Marie schluckte. Es fiel ihr immer noch nicht leicht, über ihre Großmutter zu sprechen, obwohl Leni Oppermann nun schon einige Jahre tot war. Ihre Großmutter war immer für sie dagewesen. Maries Eltern waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen, als Marie zehn Jahre alt war. Ihr Vater Andrew, Lenis Sohn, und ihre Mutter Helen. Ihre Großmutter hatte Marie aufgenommen. Ihr Mann Kurt war erst vor Kurzem gestorben, mit über 80 Jahren an Herzschwäche. Marie und ihre Großmutter trösteten sich gegenseitig. In einem Jahr hatte Leni Oppermann sowohl ihren Mann als auch ihren Sohn und ihre Schwiegertochter verloren. Dennoch gab sie sich alle Mühe, Marie abzulenken und nicht im Kummer zu ertrinken. Sie spielte mit ihr, kochte und buk für sie, scherzte und machte Späße. Im Laufe der Zeit veränderte sich ihr Verhältnis und sie tröstete Marie über so manchen Liebeskummer eines Teenagers hinweg. Leni Oppermann war für ihre Enkeltochter eine mitfühlende und warmherzige Vertraute. Marie, es macht doch nichts, wenn du ein bisschen mager bist, das wächst sich doch später aus, versicherte sie ihr. Deine Zeit kommt noch, da bin ich mir ganz sicher. Und obwohl Marie nicht ganz daran

glaubte, taten ihr die zuversichtlichen Worte gut. Deine blauen Augen und die schwarzen Haare, die hast du von deinem Großvater geerbt. Er war so ein schöner Mann, seufzte ihre Großmutter oft.

»Meine Großmutter wollte anderen von dem Glück abgeben, das sie selbst hatte. Ohne die große Unterstützung von Kollegen hätten sie und ihr Mann nie so schnell in Amerika Fuß gefasst und dort arbeiten können«, erklärte Marie.

Sebastian Schneider nickte.

»Dann würde ich vorschlagen, Sie stellen uns zunächst Ihr Forschungsprojekt vor. Danach präsentieren meine Mitarbeiter ein paar ihrer Projekte.«

Marie lud ihre Präsentation auf den Laptop im Seminarraum und begann mit ihrem Vortrag. Sie bemühte sich, ihren Vortrag so kurz und prägnant wie möglich zu halten und hatte nur einige Lebensgeschichten von Wissenschaftlern zur Veranschaulichung eingefügt. Marie hatte den Eindruck, es sei ihr gelungen, das Interesse ihrer Zuhörer zu wecken. Sie war erleichtert. Jetzt konnte sie zum ersten Mal entspannen und lächelte. Die Feuertaufe war überstanden. Die Fragen ihrer neuen Kollegen beantwortete sie gerne.

MAI 1933

Richard Oppermann stand am Fenster. Er blickte in den Garten und sah seine Tochter Leni im Garten mit ihrer Freundin Hertha Federball spielen. Mit ihren 17 Jahren schien Leni von den düsteren Wolken, die sich über Deutschland zusammenbrauten, kaum berührt zu sein. Richard Oppermann hatte sich bemüht, sie von allem fern zu halten. Vielleicht ein Fehler, er wusste es nicht. Sie sprachen zu Hause kaum über die aktuellen Ereignisse. Über Kunst und Kultur, ja, aber die politischen Veränderungen blieben außen vor. Dabei waren erst letzte Woche auf dem Opernplatz in Berlin Bücher verbrannt worden. Richard konnte sich das kaum vorstellen. Bücher zu verbrennen, was für ein Verbrechen. Offensichtlich hatten sich die nationalsozialistischen Akteure gezielt die Werke jüdischer und oppositioneller Wissenschaftler und Schriftsteller vorgenommen. Richard Oppermann kannte aus seiner Zeit in der Charité einen Kollegen persönlich, dessen Bücher hier auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Die Massen begrüßten das Spektakel begeistert und ohne nachzudenken. Eine Abwechslung im eigenen tristen Alltag.

Lenis weißes Kleid mit zarter Spitze hüllte sie wie Zuckerwatte ein. Richard Oppermann wusste nicht, ob er jemals so unbeschwert wie seine Tochter gewesen war. Schon als Kind war er eher ernst gewesen, wenn auch seine Mutter mit ihrer liebevollen Art einiges der

Strenge des Vaters abgefangen hatte. Die Spitze an Lenis Kleid hüpfte auf und ab. In ein paar Jahren würde sie heiraten, ausziehen und Kinder bekommen. Richard wollte sich gar nicht vorstellen, wie sehr er sie vermissen würde. Leni war ihr einziges Kind geblieben, obwohl er und seine Frau Lotte sich mehr Kinder gewünscht hatten. Aber es sollte nicht sein. All ihre Liebe war in ihre Tochter geflossen.

»Ist sie nicht hinreißend?«, Richard fühlte die Arme seiner Frau um seine Taille. Er hatte sie nicht kommen gehört. »Sie erinnert mich immer ein bisschen an deine Schwester.«

»Mich erinnert sie vor allem an dich.«

»Ja, ich war genauso schnell zu begeistern wie sie, als ich jünger war.« Lotte seufzte. »Für dich, für das Theater, für die Literatur.«

Sie vermisste das Theaterspielen. Immer noch. Seit Lenis Geburt hatte sie nie wieder auf der Bühne gestanden. Das Muttersein füllte sie voll und ganz aus. Aber manchmal, da spürte sie einen Stich. Das Theater war ihre erste große Liebe gewesen. Vor ihrem Mann und ihrer Tochter. Aber sie wollte nicht klagen, sie war glücklich mit ihrer Familie.

Richard drückte ihre Hand. Auch wenn sie nie darüber sprachen, wusste er, wie sehr ihr das Theaterspielen fehlte. Er hatte sie so kennengelernt, voller Drang und Energie, bereit, auf der Bühne ihr Bestes zu geben. Er war immer davon ausgegangen, sie würde es ohne das Theaterspielen gar nicht aushalten. Aber sie wohnten in Köpenick weit draußen. Mit Leni war es für Lotte zu schwierig, abends unterwegs zu sein. Zumal ihr tags-

über die Zeit zum Üben fehlte. Richard selbst arbeitete zu viel und zu unregelmäßig, um abends auf Leni aufpassen zu können. Als Chirurg hatte er lange Arbeitszeiten, oft bis spät in die Nacht. Vor zehn Jahren war er Chefarzt der Chirurgischen Abteilung in Köpenick geworden. Seitdem schien es eher mehr Arbeit als weniger zu werden.

Plötzlich hielten Leni und Hertha in ihrem Spiel inne. Leni drehte sich in Richtung Gartentor. Die Rüschen legten sich sanft um Lenis Körper. Alles schien innezuhalten. Richard Oppermann musste schmunzeln. Diesen Gesichtsausdruck kannte er von seiner Tochter. Schon als Kind hatte sie diesen Blick, wenn Besuch kam, und sie auf ein Geschenk hoffte. Still, abwartend und angespannt. Sie war niemand, der auf den Besuch zuing und nach den Geschenken fragte. Aber ihr ganzer Körper drückte den Wunsch danach aus. So wie im Moment. Nur war es diesmal kein Besuch mit den Geschenken, der die Ursache war. Richard Oppermann ahnte, wer Lenis Stillstehen verursacht hatte.

»Denkst du, was ich denke, Richard?«, flüsterte ihm Lotte ins Ohr. »Bekommen wir etwa Besuch von deinem jungen Mitarbeiter aus der Klinik?«

»Ich vermute es.«

Das Gartentor quietschte. Einen Moment später sahen die Oppermanns Kurt Reinhardt neben ihrer Terrasse stehen. Er war in den letzten Wochen so oft zu Besuch gewesen, dass er wusste, ihre Hausglocke funktionierte nicht. Im Moment blickte er zu Leni, schien es aber nicht zu wagen, zu ihr zu gehen.

»So ein stattlicher Mann! Kein Wunder, dass Leni

für ihn schwärmt«, bemerkte Lotte. »Bei den schönen blauen Augen wäre ich auch schwach geworden.«

»Ja, Kurt Reinhardt ist wirklich ein sehr gutaussenhender Mann. Du solltest mal sehen, was unter den Schwesternschülerinnen los ist, wenn er Dienst hat. Sie überschlagen sich beinahe, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen. Unsere Leni ist nicht die Einzige, die für ihn schwärmt.«

»Und sie meint, wir merken nichts. Als ob wir nie jung gewesen wären. Aber lassen wir sie im Glauben, sie könnte ihre Gefühle verbergen.«

»Ja, sonst ist es ihr womöglich peinlich. Und wer weiß, wie lange die Schwärmerei anhält. Vielleicht gibt es morgen schon jemand anderen.«

Richard Oppermann konnte sich das zwar nicht ganz vorstellen. Dafür kannte er seine Tochter zu gut. Aber Leni war schließlich erst 17 Jahre, und Kurt Reinhardt mit seinen 28 Jahren um einiges älter.

Letztes Jahr im August hatte Richard Oppermann ein Gartenfest für seine Mitarbeiter gegeben. Bei sich zu Hause in der Villa an der Dahme. Seit er Chefarzt im Krankenhaus Köpenick geworden war, feierte er jedes Jahr im Sommer ein Fest. Dieses Jahr war zum ersten Mal Kurt Reinhardt dabei gewesen. Und natürlich Leni. Die mit ihren blonden langen Haaren und den zarten Gesichtszügen die Blicke auf sich zog. Bei Kurt Reinhardt waren es mehr als nur Blicke. Seit dem Gartenfest nutzte er jede Gelegenheit, um unter einem Vorwand bei den Oppermanns vorbeizuschauen. Einmal war es eine Krankenakte, bei der er unbedingt Richard Oppermann etwas zeigen musste. Oder Richard hatte etwas

im Krankenhaus vergessen, das er ihm noch kurz vorbeibringen wolle. Meist nichts, das nicht bis zum nächsten Tag hätte warten können.

»Er wäre doch kein schlechter Schwiegersohn. Was meinst du?«, fragte Lotte. »Sollte es etwas Ernstes werden ...«

Kurt Reinhardt war zu weit weg, um sie hören zu können. Außerdem blickte er nicht in ihre Richtung, sondern weiter zu Leni.

»Du weißt, wie sehr ich ihn schätze. Er ist der beste Assistenzarzt, den ich je hatte.«

Lotte hörte das Zögern in der Stimme ihres Mannes.

»Aber?«

»Ich mache mir Sorgen, was die politischen Entwicklungen angeht. Wegen seiner jüdischen Herkunft. In der Klinik weiß zwar kaum einer, dass er Jude ist. Er hält sich mit seiner Religion sehr bedeckt. Aber in der heutigen Zeit ist es gefährlich.« Richard Oppermann schüttelte den Kopf. »Da bin ich ganz egoistisch und will vor allem Leni beschützen.«

Nun schien Bewegung in die Mädchen zu kommen. Kurt eilte zu ihnen. Alles wirbelte durcheinander. Lautes Lachen ertönte. Täuschte sich Richard oder waren Herthas Wangen rosiger als sonst? Lenis Freundin Hertha, Maries Tochter. Leni und sie kannten sich von klein auf. Die pummelige Hertha, immer etwas linkisch und schüchtern. Sie schien regelrecht zu glühen, wenn Kurt Reinhardt in der Nähe war. Richard hatte Mitleid mit Hertha. So wie Kurt Leni anblickte, dürften ihre Chancen bei ihm gering sein. Die Gruppe löste sich. Die jungen Leute kamen auf das Haus zu. Sie würden Kaffee

trinken und Kuchen essen und bald den Sonnengang über dem Fluss von der Terrasse aus genießen. Keiner von ihnen ahnte, dass es einer der letzten unbeschwer- ten Sommerabende für sie sein würde.

*

Marie Reinhardt und ihre Kollegen bogen in die Tuchol- skystraße ein und gingen direkt auf das ehemalige Post- fuhramt an der Ecke Oranienburger Straße zu. Das drei- geschossige Gebäude aus dem 19. Jahrhundert mit der gelben Klinkerfassade dominierte mit seinen ausladenden Flügeln und dem achteckigen Turm die Straßenkreuzung. Marie hatte gehört, das Gebäude wäre an einen Herstel- ler von Medizinprodukten verkauft worden. Der Fir- mengründer Max Schadlach hatte Anfang der 60er-Jahre den ersten deutschen Herzschrittmacher auf den Markt gebracht. Ob ihr Großvater ihn wohl gekannt hatte, über- legte Marie Reinhardt manchmal, wenn sie hier vorbeikam. Herzschrittmacher waren die Leidenschaft von Kurt Reinhardt gewesen. Vielleicht waren sie sich sogar einmal auf einem Kongress begegnet? Die meisten Kolle- gen aus ihrem Institut beklagten allerdings vor allem, dass dafür die viel beachteten Fotografie-Ausstellungen aus dem Postfuhramt hatten weichen müssen. An der Ecke bogen sie in die Oranienburger Straße. Auf der linken Seite neben der Neuen Synagoge lag das Café Orange.

»Sollen wir einen Tisch weiter hinten nehmen?«, fragte Julia Fischer und öffnete die Tür zum Café. »Da haben wir unsere Ruhe.«

Die anderen nickten und folgten ihr nach hinten. Die

Kerzen auf den Holztischen und die warmen Farben an den Wänden sorgten für ein heimeliges Gefühl. Marie hatte das Café sofort gemocht. In den letzten Wochen, seit sie am Institut angefangen hat, war es immer mehr zu ihrer Stammkneipe geworden. Mindestens einmal die Woche ging sie mit einigen ihrer Kollegen nach der Arbeit hierher.

»Ich kann es gar nicht glauben, dass du schon fast ein halbes Jahr bei uns bist«, meinte Julia zu Marie gewandt, nachdem sie alle ihre Bestellungen aufgegeben haben. »Was meint ihr, ist es nicht unglaublich, wie schnell die Zeit vergeht?«

Sie blickte in die Runde. Die anderen nickten. Martin Berger, Mitte 40, grauer Pferdeschwanz, kräftige Statur. Er war seit ein paar Jahren habilitiert und hatte wohl lange Zeit darauf gehofft, die Leitung des Institutes übernehmen zu können, als der alte Chef in Pension ging. Bevor Sebastian Schneider als neuer Institutsleiter kam. Für viele im Institut war er eine Vertrauensperson, behäbig und jederzeit ansprechbar. Marie hatte gehört, er habe ein paar Mal versucht, an einer anderen Universität eine Professur zu bekommen. Bisher hatte er es aber nie in die Endrunde geschafft. Josefine Maurer, Mitte 30, kurze Haare und sportliche Figur. Josefine Maurer arbeitete hart – und feierte ebenso. Meist war sie abends die Letzte im Institut. Völlig vertieft in ihre Daten. Am Wochenende zog sie dann durch die Berliner Clubs. Marie hatte sich ihr einmal samstags angeschlossen und war erst um sechs Uhr morgens nach Hause gekommen. Sie hatte den ganzen nächsten Tag im Bett verbracht und musste sich eingestehen, dass

exzessive Partynächte wohl nichts für sie waren. Und schließlich Andreas Langer, der Jüngste in der Runde. Der mit Frau und Kind in Zehlendorf wohnte und an seiner Promotion arbeitete. Marie hatte den Verdacht, ihre gemeinsamen Abende im Café Orange waren für ihn die einzige Möglichkeit, einmal etwas ohne Familie zu unternehmen. Andreas Langer stammte aus einer einflussreichen Familie in Heidelberg. Sein Vater war dort Professor. Für seinen Vater war es selbstverständlich, dass sein Sohn die gleiche Laufbahn wie er einschlagen würde. Es wurde vermutet, er habe ihm die Promotionsstelle besorgt, da er und Sebastian Schneider sich von Fachkollegien her gut kannten.

»Ihr macht mich ganz verlegen.« Marie spürte, wie sie errötete und hoffte, die anderen würden es im schummrigen Licht nicht bemerken. »Ihr habt es mir leicht gemacht, mich einzuleben! Es kommt mir schon wie eine Ewigkeit vor, dass ich euch kenne.«

Die anderen blickten geschmeichelt. Dann ging das Gespräch rasch zu den größeren und kleineren Ereignissen des Instituts über. Mit einer gehörigen Portion Klatsch und Tratsch dabei. Das Essen kam, und die Zeit verging wie im Fluge. Allmählich wurde es spät.

»So, jetzt muss ich langsam nach Hause«, Andreas Langer legte seinen Geldbeutel auf den Tisch. »Sonst reißt mir meine Frau noch den Kopf ab.«

Alle grinsten. Sie hatten Andreas Langers Frau schon einige Male auf Institutsfeiern erlebt. Sie schien Andreas Langer eher zu bemuttern als wie einen Partner zu behandeln. Obwohl es ihm offensichtlich peinlich war, ließ er es über sich ergehen. Und blühte jedes Mal auf,